

Eichstätter Familien-Prisma

Texte über Texte zum Thema Familie – Herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 1. Jahrgang, Frühjahr 2006

„Als Gott am sechsten Schöpfungstag alles ansah, was er gemacht hatte, war zwar alles gut, aber dafür war auch die Familie noch nicht da. Der verfrühte Optimismus rächte sich, und die Sehnsucht des Menschengeschlechtes nach dem Paradiese ist hauptsächlich als der glühende Wunsch aufzufassen, einmal, nur ein einziges Mal friedlich ohne Familie dahinleben zu dürfen. Was ist Familie?“

Kurt Tucholsky: Die Familie (1923)

Die Frage teilen wir. In der Sache halten wir es lieber mit dem Schöpfungsbericht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt. Familie ist mehr als die Summe von Kinder-, Mütter- und Väterbedürfnissen. Manche sagen, die Familie sei in Auflösung begriffen, andere verteidigen sie leidenschaftlich, und viele sehen vor lauter Familien-Wandel mehr Wandel als Familie. Oder ist nicht irgendwie alles und jeder Familie?

Schön, daß darüber zur Zeit eifrig diskutiert wird. Doch es ist eher schwieriger als einfacher geworden, sich über die eigenen Argumente klar zu werden und entgegengesetzte Positionen zu verstehen. Dazu könnte das Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt einen Beitrag leisten – meinten Vertreter kirchlicher Verbände und Beratungsstellen seit der Gründung des Instituts. Mit dem *Eichstätter Familien-Prisma* wird diesem Wunsch nun ein kleines Stück weit entsprochen: hier finden Sie zweimal pro Jahr Besprechungen zu neuen Büchern und Artikeln, die sich auf ganz unterschiedlichen Wegen dem unerschöpflichen Thema Familie nähern.

Bunte Familienbilder

Informationen zum Thema Familie? Aber davon gibt es doch mehr, als irgendjemand aufnehmen könnte! Eben deshalb kann ein Prisma hilfreich sein. Ein Prisma macht Spektralfarben im weißen Licht sichtbar; vielleicht sind die Familienbilder ja bunter, als es in mancher aufgeregten Debatte zur vermeintlichen Krise der Familie aussieht. Prismen werden auch eingesetzt, um

schielenden Augen einen geraden Blick zu ermöglichen. So könnte das *Familien-Prisma* – um im schiefen Bild zu bleiben – einen ungehinderten Blick auf die Familie, auf ihre Besonderheiten und Bedürfnisse ermöglichen, vielleicht auch eigenwillige Seitenblicke.

Mitarbeiter des Instituts berichten, was sie für lesenswert halten und was nicht. Es ist eine Auswahl, die – ebenso wie die Meinungen der Beiträger – streitbar sein mag. Das Heft soll eine Hilfe sein, den Überblick zu behalten, und es kann Anregungen geben. Ob das gelingt, werden allein die Leser beurteilen, und damit wir es auch erfahren, liegt ein Fragebogen bei.

Wer soll das lesen?

Das *Familien-Prisma* richtet sich an diejenigen, die sich in Familienberatung, Seelsorge und in Verbänden für Familien einsetzen und sich für Forschungen zum Thema Familie interessieren. Bei der Auswahl der Texte wünschen wir uns eine lebendige Zusammenarbeit mit den Lesern. Wenn sich beispielsweise eine Broschüre als besonders praxistauglich erwiesen hat oder eine Studie ein Problem erforscht, das Ihnen besonders wichtig erscheint, – teilen Sie uns das mit! Das *Familien-Prisma* entsteht im Austausch von Redaktion und Lesern, und davon mögen beide Seiten profitieren. Genug der Vorrede, lesen Sie los. Vielleicht finden Sie Texte, die Ihnen dabei helfen, sich mit guten Gründen dafür zu engagieren, daß es sich mit Familie doch ganz gut dahinleben läßt.

Stefanie Haas

Familienwissenschaften	2
Broschüren und Ratgeber	12
Sachliteratur	15
Artikel	17
Inhaltsverzeichnis	20
Impressum	20

Familienwissenschaften

Mehr als eine gründliche Einführung

Irene Gerlach: Familienpolitik. Lehrbuch. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2004. 404 Seiten. 29,90 Euro.

Familie ist etwas Privates, und Politik ist etwas Öffentliches. Was soll und kann dann Familienpolitik? Wer macht diese Politik für wen? Was sind das für Leistungen, die die Familien für die Gesellschaft erbringen, wie lassen sie sich messen, und wie kann ein gerechter Ausgleich aussehen? Welche Strukturen und Maßnahmen nützen den einzelnen Familienmitgliedern, welche der Institution Familie? Und wieso haben in den vergangenen Jahren immer wieder die Urteile des Bundesverfassungsgerichts die Rahmenbedingungen für die Familienpolitik bestimmt?

Nach der Lektüre dieses Lehrbuches wird vieles klarer – und vor allem dieses: eine Politik, die die Familien fördert und damit der gesamten Gesellschaft zugute kommt, ist eine höchst komplizierte Angelegenheit. Irene Gerlach erläutert sie sachkundig und auch für interessierte Nicht-Wissenschaftler verständlich.

Das Buch ist in sechs Abschnitte unterteilt. Die Einleitung gibt einen Überblick über die Vorläufer der Familienpolitik, es folgen Überlegungen zum Familienbegriff, zur demographischen Entwicklung, zur Lebenswirklichkeit von Familien und zur Pluralisierung der Lebensformen. Auch mit Singles und gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften befaßt sich Irene Gerlach, ebenso mit der Bedeutung und den Folgen von Scheidungen. Ein kurzes Kapitel über die allgemeine wirtschaftliche Lage von Familien beschließt den zweiten Abschnitt. Die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit ist nach Ansicht der Verfasserin das zentrale Problem für die Familie, verschärft werde dies durch die zunehmende Arbeitslosigkeit.

Der dritte Abschnitt stellt die Motive und Akteure der Familienpolitik vor. Es wird gezeigt, wie Kommunen, Länder und Bund Familien unterstützen, auch die Rolle des Bundesverfassungsgerichts ist beschrieben, ebenso die Aktivitäten der Parteien, Verbände und Gewerkschaften. Zudem findet sich in diesem Abschnitt ein Überblick über die Entwicklung der bundesdeutschen Familienpolitik nach dem zweiten Weltkrieg bis zur rot-grünen Koalition – ein interessantes Kapitel deutscher Politik-Geschichte.

Die Steuerungsfelder und -instrumente sind Thema des vierten Abschnitts; hier erläutert Irene Gerlach beispielsweise die Entwicklung und die Komponenten des Familienlastenausgleichs, die rechtliche Steuerung der Familie, und sie weist auf einige aktuelle familienpolitische Handlungsfelder hin.

Im fünften Abschnitt geht es um Familienpolitik und Leistungen für Familien im europäischen Ausland. Die Verfasserin hebt den Zusammenhang hervor von umfassender, differenzierter Kinderbetreuung, einem entsprechend höheren Anteil erwerbstätiger Mütter und höherer Geburtenraten; hingegen seien umfangreiche Geldleistungen allein kein Garant für steigende Geburtenraten. Der sechste und letzte Abschnitt ist überschrieben mit „Zeitenwende in der Familienpolitik – zur Konzeption einer nachhaltigen Familienpolitik“, hier formuliert Irene Gerlach ihre Forderungen an die Familienpolitik.

Dieses Buch ist mehr als eine Einführung, aber auch als solche ist sie für all jene geeignet, die die vielschichtigen Zusammenhänge der Familienpolitik besser verstehen wollen. Irene Gerlach gibt einen tiefen Einblick in die Familienpolitik, und mit ihren Vorschlägen geht sie über die Analyse hinaus. Die Materialmengen könnten leserfreundlicher und lehrbuchgemäßer gestaltet sein und der Text sorgfältiger lektoriert, doch alles in allem ist dieses umfassende Buch in seiner Mischung aus historischen und systematischen Abschnitten ein gutes Hilfsmittel, um sich auf dem weiten Feld der Familienpolitik etwas Orientierung zu verschaffen und in der aktuellen Diskussion mancher flott dahingesagten Forderung oder Wahlkampf-Floskel begründeter zu mißtrauen.

Stefanie Haas

Trennung ist nicht gleich Trennung

Ulrike Zartler, Liselotte Wilk, Renate Kränzl-Nagl (Hrsg.): Wenn Eltern sich trennen. Wie Kinder, Frauen und Männer die Scheidung erleben. Campus Verlag. Frankfurt am Main, New York 2005. 500 Seiten. 45 Euro.

Daß die steigende Anzahl scheiternder Paarbeziehungen gesellschaftliche und politische Herausforderungen birgt, davon gehen die Autoren des vorliegenden Bandes aus. Daß diese Herausforderungen nur dann befriedigend bewältigt werden können, wenn bedacht wird, daß Trennung von jedem Familienmitglied anders erlebt

und verarbeitet wird, das leiten die Autoren aus ihrer im Buch sehr anschaulich und kurzweilig geschilderten Studie ab. Sie formulieren auf dieser Basis Forderungen und Empfehlungen, ohne dabei bereits vorhandene Forschungsergebnisse, rechtliche Rahmenbedingungen (für Österreich) und ökonomische Gegebenheiten zu vernachlässigen. Die Studie wurde am Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspflege und Sozialforschung in Wien durchgeführt.

Im ersten und umfangreichsten der vier Teile des Buches beschreiben die Autoren ihre qualitative Studie an zwölf Scheidungsfamilien. Mit der Untersuchung soll das „Verständnis erweitert und vertieft werden, wie unterschiedlich Frauen, Männer und deren gemeinsame Kinder den Trennungsprozess erleben“ (23). Dabei beleuchtet die Studie neben den Ursachen vor allem jene Faktoren, die bei der Bewältigung der Trennung von Bedeutung sind. Die gemeinsame Elternschaft, die Beziehung der einzelnen Elternteile zu den Kindern, mit dieser Lebenslage einhergehende Familienstrukturen und -beziehungen, die Rolle sozialer Netzwerke sowie Einflüsse der Trennung auf die Persönlichkeitsentwicklung – dies sind einige der Themen.

Die Kinder kommen dabei konsequent über alle Aspekte der Trennung ebenso zu Wort wie die Mütter und Väter. Sowohl die Wahrnehmung der Vorsecheidungsphase und der Trennung, als auch die folgenden Bewältigungsprozesse differiert geschlechtsspezifisch und im Eltern-Kind-Vergleich zum Teil immens. So berichten die Autoren, daß bei der Trennung oft die Mütter den Vätern einen Schritt voraus sind: wenn die Frauen bereits mit der Beziehung abgeschlossen haben, reagieren die Väter erst auf Veränderungswünsche. Kinder wünschen sich einen exklusiven und geregelten Kontakt mit dem nicht sorgeberechtigten Elternteil, während diesem oft die Teilnahme am Alltag des Kindes besonders fehlt. Ein klares Familienbild vor der Trennung wird von unterschiedlichen Familienbildern und damit einhergehenden Schwierigkeiten beim Aufbau einer familialen Identität abgelöst. Fazit des ersten Teils ist vor allem eines: Trennung ist nicht gleich Trennung, selbst in ein und derselben Familie!

In den folgenden beiden Teilen erläutern die Autoren rechtliche und ökonomische Aspekte der Scheidung; wie im ersten Teil vergleichen sie die Familienmitglieder. Sowohl in rechtlicher als auch in ökonomischer Hinsicht herrschen unterschiedliche Gegebenheiten für die einzelnen Familienmitglieder.

Im vierten Teil ziehen die Autoren Schlüsse aus dieser Zusammenschau. Maßnahmen, die die Bewältigung der Trennung erleichtern sollen, werden von solchen ergänzt, die Partnerschaften fördern und Trennungen verhindern sollen.

Insgesamt überzeugt der Band besonders dadurch, daß er ein sehr umfassendes Bild der Trennung zeichnet. Durch die stetige Einbettung eigener Daten in einen größeren wissenschaftlichen Rahmen und die Anschaulichkeit der Darstellung stellt das Buch für diejenigen eine ausführliche Informationsgrundlage dar, die die Situation der Väter und Mütter und vor allem die kindlichen Nöte und Sorgen besser verstehen möchten. Die abgeleiteten gesellschaftlichen und politischen Maßnahmen, die besonders das Wohl des Kindes im Blick haben, ergänzen die Analyseebene um die Ebene der praktischen Umsetzung.

Barbara Keller

Familienfreundlichkeit zahlt sich aus

Maria Beiten: Familienfreundliche Maßnahmen in Unternehmen. Hampp Verlag. München 2005. 128 Seiten. 19,80 Euro.

Die demographische Entwicklung in Deutschland ist schon lange kein Geheimnis mehr. Undurchsichtig bleiben aber zum einen oftmals die Gründe für diese Entwicklung und zum anderen die Maßnahmen, mit denen Politik und insbesondere Wirtschaft versuchen, diesem Trend zu begegnen. Das vorliegende Buch versucht hier ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen, indem es sich folgender drei Teilbereiche annimmt:

Erstens gibt das Buch einen kompakten Überblick über wichtige Rahmenbedingungen unserer heutigen Gesellschaft, die Einfluß auf die Familie und ihre Lebensweise nehmen.

Zweitens zeigt es ein breites Spektrum an familienfreundlichen Maßnahmen im Unternehmen auf; diese sind für eine bessere Übersichtlichkeit nach Bereichen der Personalpolitik (z.B. Personalentwicklung, Arbeitszeit, Unternehmenskultur, Informations- und Kommunikationspolitik etc.) geordnet. Mit Hilfe von Umsetzungsbeispielen aus der Praxis (darunter viele bereits als „familienfreundlich“ ausgezeichnete Unternehmen) werden dem Leser die aufgeführten Maßnahmen noch einmal veranschaulicht und gezeigt, wie diese konkret wirken.

Drittens beantwortet das Buch die betriebswirtschaftliche Frage nach den Kosten und dem Nutzen der Einführung dieser familienfreundlichen Maßnahmen in einem Unternehmen. Hier wird sehr einprägsam dargelegt, daß die Einführung von Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf keine rein karitativ motivierten Entscheidungen sind, die einer sozial eingestellten Unternehmensleitung bedürfen; vielmehr kann gezeigt werden, daß familienfreundliche Unternehmensbedingungen sich für Unternehmen monetär auszahlen. Nur so bleibt gewahrt, daß Familienfreundlichkeit in Unternehmen auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten nicht auf der Strecke bleibt.

In leicht verständlicher Sprache und gut handhabbarem Umfang ermöglicht das Buch nicht nur Wissenschaftlern, sondern auch allen interessierten Laien einen kompakten und praxisnahen Einblick in die Thematik, und das kurze Literaturverzeichnis gibt all jenen Hinweise, die sich eingehender mit familienfreundlichen Maßnahmen in Unternehmen beschäftigen wollen.

Nikola Jentsch

Familie in der Nebenrolle

Irmela Hannover, Arne Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen. Familienbilder und Familienthemen in fiktionalen und nicht-fiktionalen Fernsehsendungen. Eine Studie des Adolf-Grimme-Instituts im Auftrag des Bundesfamilienministeriums. 2005. Download unter www.bmfsfj.de.

Die Geburtenrate in Deutschland ist erschreckend niedrig, doch es gibt Gebiete, da sieht es noch viel übler aus: in deutschen Fernsehsendungen. Das Grimme-Institut hat im Auftrag des Bundesfamilienministeriums erforscht, ob und wie Familienthemen im deutschen Fernsehen vorkommen. Das Ergebnis ist eindeutig: Familie ist kaum ein Thema.

In Serien, Krimis und Fernsehfilmen sind die Singles in der Großstadt überrepräsentiert, Dreiviertel aller Filmprotagonisten haben keine Kinder, und die weitverbreitete Familie mit zwei leiblichen Kindern ist im Film kaum zu sehen. Alleinerziehende Filmfrauen kennen keine finanziellen Probleme, und die Verbindung von Familie und Beruf gestaltet sich im Film viel problemloser als im Leben. Auch die Arbeitsteilung in der Familie, die Betreuung der Kinder sowie Erziehungs- und Bildungsfragen sind nur sehr selten thematisiert.

In den Informationsprogrammen, von denen man meinen sollte, sie hätten mehr mit der Wirklichkeit zu tun,

sieht es nicht anders aus. Weniger als ein Prozent aller Beiträge hat mit Familienpolitik zu tun – das wird sich seit dem Untersuchungszeitraum etwas geändert haben.

Anders als in den gedruckten Medien spielt Familie im Fernsehen nur eine sehr kleine Nebenrolle. Auch Doku-Soaps und Coaching-Formate zu Erziehungsthemen (wie die Einsätze der RTL-Super-Nanny) haben sich die Autoren genau angesehen; in diesen Sendungen werde ein eher abschreckendes Bild der Familie vermittelt. Die Forscher vermuten, daß ein Mangel an Information der Grund für die Wirklichkeitsferne der Sendungen ist. Sie schlagen vor, daß die Akteure der Familienpolitik enger mit Redakteuren und Drehbuchautoren zusammenarbeiten, damit familienpolitische Themen und familienwissenschaftliche Forschungen für Filme und Informationssendungen künftig fernsehgerecht aufbereitet werden können.

Die Studie ist nicht nur für Kommunikationswissenschaftler lesbar und aufschlußreich. Sie bestätigt eine nicht ganz neue, aber aktuelle Aussage eines Familienministers: Vor mehr als fünfzig Jahren erklärte Franz-Josef Wuermeling, alle politischen Bemühungen für die Familien werden vergebens sein, „wenn die Auffassungen über das wahre Wesen und die Bedeutung von Ehe und Familie durch Film, Rundfunk und Presse verwässert oder verfälscht werden.“ (47)

Stefanie Haas

Schule und Familie

Stärkung familialer Beziehungs- und Erziehungskompetenzen als familienpolitische Aufgabe. Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin 2005. Bestellung und Download unter www.bmfsfj.de. Eine Kurzfassung des Gutachtens findet sich auch auf der CD-ROM „Familienbildung als Angebot der Jugendhilfe“, die ebenfalls beim Ministerium angefordert werden kann.

Nicht erst seit den viel diskutierten Pisa-Studien, aber durch sie bestätigt, weiß man, daß in den Familien entscheidende Voraussetzungen für Erfolg oder Mißerfolg von Kindern im Bildungsprozeß liegen. Dennoch wird dieser Tatbestand in unserer Bildungsdiskussion und Bildungspraxis sträflich vernachlässigt. Das hier anzuzeigende Gutachten befaßt sich mit dieser Problematik.

Nach einleitender Beschreibung der Aufgabe skizziert es Entwicklungs- und Erziehungsziele in individueller, sozialer und moralischer Perspektive und die dazu nötigen elterlichen Kompetenzen. Leitend ist dabei das Modell der „autoritativen Erziehung“, das dem Konzept „Freiheit in Grenzen“ verpflichtet ist und sich in Erziehungspartnerschaft realisiert.

In einem weiteren Kapitel wird dieses Konzept mit den Anforderungen und Belastungen in und außerhalb der Familie konfrontiert, näherhin mit den begrenzten ökonomischen, zeitlichen und personalen Ressourcen. Damit kommt die Schule als Bildungs- und Erziehungsinstitution ins Spiel.

Konsequenterweise wird in dem weiteren Abschnitt das Konzept der Erziehungspartnerschaft auf das Verhältnis von Eltern (unterschiedlicher Familienformen) und Schule angewandt, mit der Forderung, diese Partnerschaft auch institutionell abzusichern. Beispielhaft mit Hinweisen auf Untersuchungen und Literatur wird die Vermittlung und Förderung elterlicher Kompetenzen durch solche Partnerschaften beschrieben. Es werden schließlich Folgerungen formuliert für Elternbildung und Elternbeteiligung an der Schule und für das Feld der Kinder- und Jugendhilfe.

Das Gutachten gibt für die beiden zentralen Erziehungsinstanzen unserer Gesellschaft, für Familie und Schule, deren Erziehungskraft heute als erheblich geschwächt erscheint, ganz wichtige Anstöße. Eltern nehmen Schule häufig nur wahr, wenn Probleme ihrer Kinder unübersehbar werden. Schule schottet sich gern ab und empfindet alles, was von außen kommt, als störend. Zumal unsere deutsche Schule ist von oben, vom Staat her gedacht, geordnet und reglementiert und von daher als ein relativ geschlossenes System resistent gegen Kooperation mit den Kräften ihrer sozialen Umwelt. Sie muß aber künftig stärker zu einer gemeinsamen Sache von Eltern und Lehrern werden, weil die beiden Institutionen sich nur gemeinsam behaupten und ihren Erziehungs- und Bildungssinn gegenüber anderen geheimen und offenen „Miterziehern“ erfüllen können.

Systematische, auch institutionell gesicherte Kooperation von Familie und Schule ist dringlich. Schulen in kirchlicher Trägerschaft, von denen es nicht wenige gibt, sollten hierin vorangehen und modellhaft Beispiele entwickeln. Auch dazu kann das Gutachten anregen.

Bernhard Sutor

Neue Formen, neue Überforderungen

Andrea Maihofer: Was wandelt sich im aktuellen Wandel der Familie? In: Joachim Beerhorst u.a. (Hrsg.): Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel. Edition Suhrkamp. Frankfurt am Main 2004. 16 Euro. S. 384–408.

Alle sprechen vom Wandel der Familie. Was wandelt sich da eigentlich? Alles? Ist es dann noch Familie? War nicht früher alles besser, als die Familien größer und beständiger waren, der Zusammenhalt ausgeprägter und die Nester wärmer? Die Soziologin Andrea Maihofer erläutert in ihrem übersichtlichen und äußerst lesbaren Aufsatz, wie dieser Wandel aussieht und welche Chancen und Schwierigkeiten er mit sich bringt.

Maihofer beginnt mit einem Rückblick in die Geschichte, der deutlich zeigt, daß vieles von dem, was an heutigen Familienformen für neu gehalten wird, so neu gar nicht ist. Die historische Einordnung belegt auch, daß die sogenannte traditionelle Vorstellung von Familie etwas historisch Gewachsenes ist und zudem erstaunlich jung.

In der deutschen Sprache tauche das Wort „Familie“ erst Ende des 18. Jahrhunderts auf, davor sprach man von „Haus“ oder „Haushalt“, und dazu zählten neben der Kernfamilie die Hausangestellten, Verwandten und Mieter. Frauen waren (in den unteren und mittleren Schichten) voll in den Arbeitsprozeß eingebunden, und es war keineswegs so, daß Kinder früher selbstverständlich ausschließlich von ihren Müttern erzogen worden sind. Die Vorstellung von einer natürlichen „Mutterliebe“ kommt ebenfalls erst im 18. Jahrhundert auf. Maihofer betont, daß es auch früher eine große Vielfalt der Familienformen gab, was nicht zuletzt an den sehr unterschiedlichen Lebensweisen der verschiedenen Stände lag. Auch Fortsetzungsfamilien – nach dem Tod eines Partners – waren üblich, und es gab geduldete außereheliche Beziehungen.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat sich das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie aus dem Modell der bürgerlichen Mittelschichtfamilie herausgebildet, nach dem Zweiten Weltkrieg wird diese Lebensform vorherrschend. Es war selbstverständlich, daß es sich um ein heterosexuelles Paar mit mindestens einem Kind handelt; Scheidung ist nicht vorgesehen. Das traute Heim und die Familie sind ein Ort der Wärme und Geborgenheit. Der Vater geht als alleiniger Ernährer zur Arbeit, die Mutter kümmert sich ausschließlich um Haus und Kinder. „Die Sozialisation der Kinder, die frü-

her kein ausdrückliches Thema der Familie war, sondern einfach alltäglich geschah, wird jetzt zu ihrer zentralen Funktion." (390) Gemessen an diesem Ideal erscheinen alle anderen Formen von Familie als defizitär.

An dieser Stelle erweist sich der Rückblick in die Geschichte als Korrektiv: „Historisch gesehen relativieren sich also eine ganze Reihe der in der aktuellen Diskussion immer wieder vorgebrachten Argumente, mit denen der bedrohliche Funktionsverlust oder gar die Krise der Familie begründet werden.“ (391) Dieses traditionelle Familienmodell verliert nun seine Monopolstellung, und andere Familienformen – wie Ein-Eltern-Familien, uneheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern, Patchwork-Familien, homosexuelle Familien – gewinnen an Bedeutung. Sie gelten nicht mehr als defizitäre Formen familiären Zusammenlebens, sondern sind auf dem Wege, als gleichrangige Formen betrachtet zu werden. In einer Fortsetzungsfamilie teilen nicht alle Mitglieder eine gemeinsame Familie, häufig haben die Kinder zwei enge Familienkreise, die nicht viel miteinander zu tun haben. So wird ein Kind „kaum mehr eine Vorstellung von Familie als eine gemeinsam mit den Eltern geteilte homogene Einheit entwickeln“ (396). Häufig fühlten sich die Kinder den sozialen Eltern näher als den biologischen (besonders bei homosexuellen Eltern). „Familie ist immer mehr das, was faktisch gemeinsam gelebt wird und solange es gelebt wird bzw. gelebt werden kann“ (396). Das Leben in wechselnden Wahlverwandtschaften bedarf besonderer Fähigkeiten; immer wieder müssen neue Vereinbarungen ausgehandelt und ausprobiert werden.

Ob es nun der Wandel der Vater- und Mutterrolle ist, die Vorstellung von Familie oder die Arbeitsteilung im Familienalltag: was einst durch Konventionen einfach feststand, ist heute unsicher geworden. Neuere Definitionen von Familie konzentrieren sich auf die emotionale Qualität des Zusammenlebens. Wie die Form der Familie aussieht, ist dabei weniger von Belang.

Andrea Maihofer legt dar, daß die Familie heute immer weniger als etwas naturhaft Gegebenes oder eine unhinterfragbare gesellschaftliche Konvention gesehen wird. Nichts ist mehr selbstverständlich, alles muß entschieden und arrangiert werden. Mit der Auflösung der Selbstverständlichkeiten gehen Unsicherheiten einher. Die Chance zu individuellerer Lebensgestaltung ist mit der Herausforderung verknüpft, ständig Entscheidungen zu treffen und neue Arrangements zu finden. Zu den Fähigkeiten, sich in diesen vielfältigen und sich wandelnden Beziehungsgefügen zurechtzufinden, zäh-

len nach Maihofer kommunikative Kompetenz, die Souveränität, Unsicherheiten auszuhalten und Risiken einzugehen, zudem eine große psychische Flexibilität und Mobilität – Kompetenzen, über die nur die wenigsten verfügten. Die neuen Freiheiten und Möglichkeiten sind für den einzelnen oft schwierig, bisweilen überfordern sie ihn. Das spricht dafür – so könnte man die Beobachtungen und Überlegungen der Verfasserin fortführen –, einerseits die genannten Fähigkeiten zu stärken und andererseits die ungewandelten Familien fördernd im Blick zu behalten.

Der Aufsatz von Andrea Maihofer belegt anschaulich, daß an der gewandelten Familie nicht alles neu ist und daß mit den neuen Freiheiten neue Schwierigkeiten verbunden sind. Der Text bietet eine Differenzierungshilfe: Er warnt davor, leichtfertig vom Wandel der Familie zu sprechen und damit die Krise der Familie zu beklagen; zudem wird deutlich, daß es ebenso unangemessen ist, ein reines Loblied auf die neuen Freiheiten anzustimmen. Ob der Wandel tatsächlich einer ist, muß sich erst noch erweisen. Dann wird sich auch zeigen, ob es ein grundlegender, struktureller Wandel der Familienformen ist oder ob es sich lediglich um graduelle Veränderungen handelt, und wer weiß, vielleicht ist die Institution Familien nicht nur wandlungs-, sondern auch widerstandsfähig.

Stefanie Haas

Interdisziplinäre Vielfalt

Friedrich W. Busch, Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung. BIS-Verlag. Oldenburg 2005. 342 Seiten. 14 Euro.

Der vorliegende Band stellt ein Plädoyer dar für eine interdisziplinäre Familienforschung. Die Herausgeber, die emeritierte Soziologin Nave-Herz und der emeritierte Erziehungswissenschaftler Busch, unterstreichen damit gleichzeitig Anspruch und Bedeutung der von ihnen Mitte der 1980er Jahre gegründeten Interdisziplinären Forschungsstelle Familienwissenschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, dies nicht zuletzt auch im Hinblick auf die nunmehr an allen Universitäten drohenden Sparbeschlüsse.

Das weit gefaßte Rahmenthema für die 15 überarbeiteten Beiträge aus einer Ringvorlesung im Wintersemester 2004/05, sieben eher mikrosoziologische (Teil I) und sieben methodologisch orientierte Arbeiten nebst ei-

nem Forschungsbericht über familialen Wandel in Polen (Teil II), läßt sich insofern vertreten, als es insgesamt um Stabilität und Wandel der institutionellen Ordnung persönlicher Beziehungen im Rahmen von „Familie“ geht, auch um Abweichungen gegenüber solchen Ordnungsvorstellungen, schließlich auch um deren Rückwirkungen auf „Gesellschaft“.

Unter dem Titel „Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen“ erörtert Kurt Lenz diese Theorie- und Forschungsperspektive im Zusammenhang mit der Revisionsbedürftigkeit zentraler Begriffe der Familiensoziologie. Im Hinblick auf die Wandlungen der „Familie“ seit Ende des Zweiten Weltkrieges, vor allem den Bedeutungsverlust der sogenannten „Vollfamilie“, illustriert er dies am Beispiel der künstlichen Singularform „Elter“. In Abgrenzung gegenüber einer makrosoziologischen Familienforschung betont er den Erkenntnisgewinn einer Soziologie der Familie als Soziologie persönlicher Beziehungen.

Max Wingen, der 2005 verstorbene Pionier der „Familienwissenschaft“, stellt noch einmal das Programm dieser transdisziplinär angelegten neuen Forschungsrichtung vor. Dabei betont er deren Bedeutung für Politikberatung, Verbandstätigkeit sowie Unternehmens- und Personalführung.

Heike Matthias-Bleck dokumentiert die quantitative Zunahme, die wachsende gesellschaftliche Akzeptanz und die fortschreitende Institutionalisierung der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft in der Bundesrepublik während der vergangenen vierzig Jahre.

Zur Qualität von Partnerschaftsbeziehungen im Zusammenhang mit Sozialstruktur sowie ihrer Interdependenz zu unterschiedlichen Interaktionsstilen legen Kirsten Rüssmann, Oliver Arránz und Paul B. Hill eine empirische Studie vor. Dem in der Familienforschung lange vernachlässigten Bereich der Geschwisterbeziehungen widmet Rosemarie Nave-Herz ihren Beitrag. Dabei berücksichtigt sie sowohl die psychologische als auch die soziologische Forschungsperspektive.

In Dialogform erörtern Friedrich W. Busch und Wolf-Dieter Scholz erste Ergebnisse der explorativen Vorstudie eines international angelegten Forschungsprojektes über Familienvorstellungen von Jugendlichen. Neben den hohen Zustimmungswerten zur Lebensform Familie verdienen die Vorstellungen von Partnerschaft besonderes Interesse: Frauen sind hiernach stärker an einer partnerschaftlich-arbeitsteiligen Beziehung interessiert als Männer, die eher traditionellen Deutungen der Geschlechterrollen zuneigen.

Gisela C. Schulze legt ein Variablenmodell zur Untersuchung „schulaversiven“ Verhaltens vor, das auch die Interventionsmöglichkeiten in Zusammenarbeit von Eltern und Pädagogen berücksichtigt.

Die Methodenbeiträge in Teil II gehen dem Problem von Meßfehlern in der Ehe- und Familienforschung (Paul B. Hill), der Längsschnittuntersuchung (Michael Feldhaus und Johannes Huinink) oder der Bedeutung des Lebenszykluskonzeptes für die empirische Familienforschung (Rosemarie Nave-Herz) nach. Auch die Technik der Fallstudie (Bruno Hildenbrand), die Panelbefragung (Michael Feldhaus), qualitative Methoden (Peter Kaiser) sowie familienbiographische Methoden (Monika Adamaszek) werden, bezogen auf familienspezifische Gegenstände, behandelt. Der Bericht über familialen Wandel in Polen nach Ende des sozialistischen Systems (Leon Dyczewski) beruht auf einer Sekundäranalyse vorhandener Datenbestände.

Heinz Otto Luthe

Familienpolitik und Marktwirtschaft

Nicola Hülskamp, Susanne Seyda: Staatliche Familienpolitik in der sozialen Marktwirtschaft. Ökonomische Analyse und Bewertung familienpolitischer Massnahmen. Deutscher Instituts-Verlag. Köln 2004. 76 Seiten. 11 Euro.

Was sollte die aktuelle Familienpolitik in Deutschland anders oder besser machen? Die Antworten verschiedenen Parteien auf diese Frage fallen mitunter sehr unterschiedlich aus. Dies liegt nicht zuletzt an der hohen Komplexität, mit der Familienpolitik einhergeht. Nicht nur, daß das Wohlbefinden von Familien auch von vielen Faktoren außerhalb der Instrumente der Familienpolitik beeinflusst wird (z.B. der aktuellen Wirtschaftslage), auch die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen „Stellrädchen“ der Familienpolitik und deren Wirkungen sind nicht immer eindeutig.

Der eher kurz gehaltene Beitrag „Staatliche Familienpolitik in der sozialen Marktwirtschaft“ versucht sich der Eingangsfrage zu stellen. So befaßt er sich im ersten Teil mit der Begründung von Familienpolitik. Die einzelnen Abschnitte zu Aufgaben der Familie in der Gesellschaft, zur ökonomischen Familientheorie und zur Bestandsaufnahme der internationalen Familienpolitik enthalten für Fachleute zwar keine überraschenden Neuigkeiten, legen aber eine gute überblickartige Grundlage für den daran anschließenden Teil, nämlich die Auseinandersetzung mit den Hauptfeldern der ak-

tuellen Familienpolitik in Deutschland aus ökonomischer Perspektive. Auch wenn hier keine tiefgreifende wissenschaftliche Diskussion der einzelnen Themengebiete (Renten- und Krankenversicherung, Steuergesetzgebung, Kindergeld bzw. Kinderfreibetrag, Elternschutzgesetze, Sachtransfers) erfolgt, so bietet der Beitrag doch eine informative und kritische Analyse der aktuellen politischen Entscheidungen und Vorschläge. Erfreulich ist, daß die Autorinnen an diesem Punkt nicht stehen bleiben, sondern ausgehend von ihrer Analyse in einem letzten Abschnitt Anregungen und konkrete Verbesserungsvorschläge für die Gestaltung eines familienfreundlicheren Umfeldes in Deutschland mit Hilfe der Familienpolitik bieten.

Nikola Jentzsch

Kompendium der Familienforschung

Jörg Althammer (Hrsg.): Familienpolitik und soziale Sicherung. Festschrift für Heinz Lampert. Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg 2005. 503 Seiten. 99,95 Euro.

Festschriften sind mit Vorsicht zu genießen. Nicht selten stellen sie eine Sammlung von Gelegenheits- oder auch Verlegenheitsbeiträgen dar, dem Jubilar zuliebe rasch noch niedergeschrieben oder aus der Schublade geholt. Das kann man dieser Festschrift für Heinz Lampert keineswegs nachsagen.

Die Beiträge sind alle neuesten Datums, spiegeln den Stand der Forschung ebenso wie der öffentlichen Diskussion und sind einem Grundanliegen Heinz Lamperts verpflichtet, der 1995 mit seinem „Plädoyer für die Familie“ den systematischen Grundriß einer rationalen Familienpolitik vorgelegt hat. Die meisten Autoren der Festschrift greifen Einzelfragen und Anregungen dieses Werkes auf und diskutieren sie mit hoher fachlicher Kompetenz im Kontext des heutigen Forschungsstandes weiter.

Fachwissenschaftlich spannt sich der Bogen der Beiträge von den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften über Politikwissenschaft, Pädagogik und Psychologie bis zur Christlichen Gesellschaftslehre und Sozialethik. So bietet der Band nichts Geringeres als ein interdisziplinär angelegtes Kompendium derzeitiger familienwissenschaftlicher Forschung, zumal zu jedem Beitrag die neue einschlägige Literatur zusammengestellt ist. Freilich sind die Aufsätze durchweg eher für das Gespräch unter Wissenschaftlern als für die Praktiker der

verschiedenen Handlungsfelder geschrieben. Die Lektüre setzt Sachverstand und konzentriertes Mitdenken voraus. Dennoch werden Praktiker, die die „Anstrengung des Begriffs“ nicht scheuen, manches mit Gewinn für ihre Tätigkeit und für die Beteiligung an der öffentlichen Diskussion benutzen können. In diesem Sinn hier einige konkretisierende Hinweise.

Für Familienbildung und Familienberatung können die Beiträge von Psychologen über Familie als Stützsystem (Peter Aymanns, Sigrun-Heide Filipp), über familiäre Prävention (Klaus A. Schneewind) sowie über Risiko- und Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung (Ulrike und Franz Petermann) hilfreich sein. Die Aufsätze klären jeweils zunächst Grundlagen und Begriffe der gemeinten Handlungskonzepte, referieren sodann Ergebnisse neuerer empirischer Untersuchungen und formulieren Folgerungen für die Praxis. Sie zielen darauf, Familie als Ort der Solidarität in ihrer Erziehungskompetenz zu stärken. Verstandene Theorie kann so praktisch nutzbar werden.

Für die politische Diskussion verdienen mehrere Beiträge besondere Aufmerksamkeit. Irene Gerlach erklärt, warum das Interesse von Familien in unserem demokratisch-pluralistischen Verhandlungssystem zu schwach vertreten ist. Manfred Spieker begründet in seinem Beitrag „Bürgerrecht für die Familie“ ein einsichtiges Konzept von Familienpolitik als subsidiärer Institutionenpolitik, das in die Forderung nach einem Familienwahlrecht mündet, während Ingo Richter eben dieses mit spitzen juristischen Argumenten in Frage stellt. Wer sich an dieser Diskussion beteiligen will, hat hier alle Argumente samt einschlägiger Literatur beisammen. Spiekers Konzept wird von Lothar Roos mit seiner Darstellung der Positionen Johannes Pauls II. zur Familie ergänzt. Allerdings muß warnend darauf hingewiesen werden, daß der Schritt von den Prinzipien zu konkreten Lösungen komplizierter ist, als er hier erscheint. Für die bildungspolitische und pädagogische Diskussion ist der Aufsatz von Hans-Günter Krüsselberg über Elternkompetenz und Elternmitwirkungsrecht an der Schule anregend, um nicht zu sagen aufregend. Mit ungewohnten Argumenten von draußen (Milton Friedman, USA) werden Kontrollresistenz und Kooperationsdefizite des europäischen, zumal auch des deutschen Schulwesens kritisiert, und es werden Instrumente, auch monetäre, erörtert als Mittel zur Entwicklung von Erziehungspartnerschaften zwischen Familie und Schule.

Max Wingen stellt in klar strukturierten Darlegungen die Argumente und die Mittel für eine „bevölkerungsbewußte Familienpolitik“ zusammen, die langfristig angelegt sein müßte; darin von Anton Rauscher aus sozialetischer Sicht unterstützt.

Schließlich bietet der Band eine Reihe von Beiträgen zur sozio-ökonomischen und finanziellen Seite von Familienpolitik; so zur Reform der Krankenversicherung aus familialer Sicht (Jürgen Wasem, Stefan Greß), zum Konzept Familienkasse (Winfried Schmähll), zu einer „Generationenpolitik“ (Ludwig Liegle, Kurt Lüscher), zur Generationengerechtigkeit (Richard Hauser), zu kinderbezogenen Rentenansprüchen (Martin Werding), zum Familienleistungsausgleich (Hermann Ribhegge) und zur Erbschaftssteuer (Reinar Lüdeke). Besonders diese Beiträge des Bandes zielen auf die Diskussion unter Fachleuten. Der Laie scheidet hier spätestens, wenn die Gedankenführung sich mathematischer Modelle und Formeln bedient. Aber wer diese beherrscht oder wer die jeweilige Quintessenz der Darlegungen auch ohne sie erfassen kann, was durchaus möglich ist, hat hohen Gewinn davon für seine eigene Orientierung und für die Beteiligung an der öffentlichen Diskussion. In Zusammenschau und Vergleich dieser Beiträge wird nämlich erkennbar, daß der Versuch der Realisierung eingängiger Forderungen wie Generationengerechtigkeit und Familienleistungsausgleich in ein ökonomisch, politisch und rechtlich schwieriges Feld des Abwägens von Für und Wider gerät.

Es gibt nirgends die einfache Lösung. Dies zu wissen und dennoch für eine bessere Familienpolitik zu streiten, dazu kann der vorliegende Sammelband in vorzüglicher Weise helfen.

Bernhard Sutor

Strukturen, sie produzieren auch Familienbilder, und dieses Wechselspiel fasziniert Film- und Fernsehwissenschaftler, Psychologen, Soziologen und Filmkritiker. Die Herausgeber des Bandes konstatieren im Vorwort eine gegenwärtige „Erosion, wenn nicht eine Krise des Normalmodells der Kleinfamilie“, heben aber auch die „frappierende Unverwüstlichkeit der familialen Lebensform“ hervor (7). Familie sei stets auch eine „Konstruktion des Imaginären und ein Produkt unserer Phantasie“ (8); in der Dimension des Imaginären sei die Familie eine überaus mächtige Fiktion. Filme haben etablierte Familienmodelle immer wieder in Frage gestellt und ihre Brüchigkeit inszeniert, Filme erinnern aber auch „ans Glück und an die Hoffnungen [...], die universell mit Familie verbunden werden“ (9).

Die Autoren der ersten vier Beiträge fragen aus verschiedenen Blickwinkeln nach dem Verhältnis von Film und Familie. Ilka Quiendeau nähert sich dem Thema mit psychoanalytischen Konzepten, Yvonne Spielmann versucht zu ergründen, wie die Wirklichkeit von Familien in neueren Filmen aussieht, und Werner Schneider-Quindeau untersucht (wenig überzeugend) „filmische und religiöse Motive zur Familienkonstruktion“. Lothar Mikos hat sich mit Familienbildern im Fernsehen beschäftigt; er legt unter anderem dar, wie sich Veränderungen des Familienbildes in Filmen und Serien widerspiegeln. Zehn weitere Aufsätze widmen sich einzelnen Filmen und ihren sehr unterschiedlichen Familiengeschichten, beispielsweise Stephen Frears' „The Snapper“, Ettore Scolas „La Famiglia“ oder Thomas Vinterbergs „Das Fest“. Diese Beiträge sind auch dann gut zu lesen, wenn man die Filme nicht gesehen hat – aber besonders für Film-Kenner sind diese Texte interessant.

Stefanie Haas

Filmfamilien, Familienfilme

Margrit Frölich, Reinhard Middel, Karsten Visarius (Hrsg.): Family Affairs. Ansichten der Familie im Film. Schüren Verlag. Marburg 2004. 192 Seiten. 16,90 Euro.

Familiengeschichten sind ein dankbares Film-Thema: der Identifikationswert ist hoch, die möglichen Figurenkonstellationen und Verwicklungen unendlich, und das Verhältnis von vermeintlichem Familienideal und gelebtem Alltag eröffnet vielfältige Spielräume für gesellschaftskritische Töne. Filme sind nicht nur Spiegel tatsächlicher Familienerlebnisse und sich wandelnder

Das schwierige Gleichgewicht

Zukunft: Familie – Ergebnisse aus dem 7. Familienbericht. Berlin 2005. Bestellung und Download unter www.bmfsfj.de.

Eine Kommission von Fachleuten hat im August 2005, also noch vor der Bundestagswahl, den 7. Familienbericht an die damalige Familienministerin Renate Schmidt übergeben. Eine Broschüre des Ministeriums faßt die wichtigsten Positionen und Ergebnisse des Berichts zusammen. Diese werden die weitere familienpolitische Diskussion und auch die Familienpolitik der

Großen Koalition stark beeinflussen. Deshalb hier einige Hinweise auf die Hauptaussagen.

Zentrales Thema des Berichts ist die Balance von Familien- und Arbeitswelt im Lebensverlauf. Die Prämisse der Vorschläge dazu lautet, Familie sei mehr als eine Privatsache, weil sie Güter und Leistungen für die Gesellschaft erbringe. Deshalb gehe sie auch die gesamte Gesellschaft an. Allerdings kann Politik immer nur die Rahmenbedingungen für Familie beeinflussen. Im Vergleich der Geburtenraten in den Ländern der Europäischen Union ist die Feststellung bemerkenswert, daß die niedrige Rate in Deutschland vor allem durch die geringe Quote an Mehrkinderfamilien bewirkt ist. Als ein Hauptgrund dafür wird eine spezifisch deutsche Lebensverlaufsplanung angesehen: In Deutschland ist die Zeit, sich für Kinder zu entscheiden, besonders knapp.

Deshalb plädiert der Bericht für die Begünstigung neuer Lebensverlaufsmodelle, z. B. für eine Verschränkung von Ausbildungs-, Berufs- und Familienzeiten, und für einen Neuzuschnitt der Geldleistungen für Familien, und zwar zugunsten junger Familien in ihrer Gründungsphase. Der jetzt von der neuen Bundesregierung vorgesehene Elternlohn folgt dieser Sichtweise. Ganz eindeutig wird im Bericht dem „männlichen Alleinverdienermodell“ der Abschied gegeben zugunsten eines „geschlechtsneutralen Modells“, das eine entsprechende Infrastruktur an Kinderbetreuung erfordert.

Der Bericht plädiert ferner für „Lokale Bündnisse für Familie“ und hebt Kinderfreundlichkeit von Kommunen und Regionen auch als positiven Standortfaktor hervor. Schließlich spricht er sich für die Einrichtung einer Familienkasse aus, in der die vielen heute unübersichtlichen Finanztransfers für Familien gebündelt werden sollten. So könne Familienpolitik ihren Charakter einer „Querschnittspolitik“ abstreifen und als zentrale politische Aufgabe besser erkennbar werden.

Über manche Positionen des Berichts wird sicher weiter gestritten werden. So kann man kritisch fragen, ob es der Politik zukomme, ein bestimmtes Modell der Zuordnung von Familie und Erwerbsarbeit zu begünstigen statt möglichst Wahlfreiheit der Eltern anzustreben.

Aber die auch in kirchlichen Kreisen beliebte Beschwörung des Ideals der Wahlfreiheit kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Erwerbstätigkeit der Frauen, jedenfalls in der jüngeren Generation, durchweg selbstverständlich geworden ist.

Die meisten jungen Paare und Eltern haben ihre Wahl längst getroffen, teils gewiß auch unter dem Zwang der

Verhältnisse. Dem muß die Politik Rechnung tragen. Man sollte also die Positionen des Berichts kennen und sich unvoreingenommen mit ihnen auseinandersetzen, weil sie heute in der öffentlichen Meinung eine zentrale Rolle spielen und auch die Willensbildung der politisch Verantwortlichen stark bestimmen.

Bernhard Sutor

Grundlagenforschung für die Familie

Klaus Peter Strohmeier und Annett Schultz unter Mitarbeit von Henrika Strohmeier: Familienforschung für die Familienpolitik. Wandel der Familie und sozialer Wandel als politische Herausforderungen. Im Auftrag des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen. Bochum 2005. 172 Seiten.

Hintergrund des vorliegenden Gutachtens ist, wie in allen vergleichbaren Fällen, der Beratungsbedarf politischer Instanzen angesichts der Komplexität und Unübersichtlichkeit familialen Wandels, dies vor allem im Hinblick auf die dramatischen Auswirkungen des bereits seit Mitte der 1960er Jahre einsetzenden Geburtenrückgangs sowie der demographischen Alterung auf die sozialen Sicherungssysteme. Es versteht sich als einen Beitrag „anwendungsorientierter Grundlagenforschung“, die „der Familienpolitik Handlungs- und Gestaltungsbedarfe und zugleich Grenzen familienpolitischen Handelns aufzeigen [kann]“ (5). Dies ist realistisch und unpräzise zugleich formuliert. Denn die Verfasser sind sich durchaus der Grenzen familienwissenschaftlicher Forschung bewußt – Grenzen, die nicht nur mit der Komplexität des Gegenstandes zu tun haben, sondern auch mit einer bemerkenswerten zeitlichen Verzögerung, mit der sie gesellschaftliche Veränderungen und daraus entstehenden Problemen registriert. Als Beispiel führen sie die Tatsache an, daß sich die Zahl der in der Bundesrepublik jährlich Geborenen in der Zeit von 1965 bis 1975 nahezu halbiert hat, ohne daß der (zweite) Familienbericht von 1975 dies wahrgenommen oder auch dazu Stellung genommen hätte (82, Anm. 18).

Ihr Ziel steuern die Verfasser über ein Analyseschema an, das die Bereiche „Sozialer Wandel“, „Wandel der Familie“ und „Leistungen der Familie“ in ihren Zusammenhängen dokumentieren soll. Daraus werden Leitfragen gewonnen für die Aufbereitung familienwissenschaftlicher Literatur seit den 1960er Jahren (insgesamt 447 Titel, davon 53 englisch- und vier französischspra-

chig) sowie für die Befragung von zehn ausgewiesenen, an deutschen Universitäten und Forschungsinstituten tätigen Experten, deren Kurzgutachten in vergleichender Resümeeform vorgestellt werden. Ergänzt wird das Gutachten durch eine Liste von 90 führenden Vertretern der Familienwissenschaft (davon drei im europäischen Ausland tätig). Angesichts der Fülle des Materials und der Differenziertheit der Darstellung empfiehlt sich für den an diesen Fragen Interessierten unbedingt die Lektüre des Gutachtens. Hier können nur einige der wichtigsten Befunde vorgestellt werden.

Vor der Erörterung der Einzelbefunde muß man sich darüber im klaren sein, daß es sich beim Beziehungsgeflecht „Sozialer Wandel“, „Wandel der Familie“ und „Leistungen der Familie“ um einen mehrdimensionalen, d.h. an Kontextbedingungen, Ressourcen, Gelegenheitsstrukturen gebundenen Zusammenhang handelt und daß Familienpolitik demzufolge „Querschnittspolitik“ (15) ist. Denn „Familie“ ist ein „höchst eigensinnig operierendes soziales Gebilde“ und kann sich dementsprechend als „politikresistent“ erweisen (17).

Globalisierung, wirtschaftlicher Strukturwandel (Tertiärisierung), damit verbunden die Krise der Arbeitsgesellschaft und die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, schließlich regionale Disparitäten werden als die ökonomischen Veränderungen angeführt, die Wirkungen auf die Lebensbedingungen und -chancen von Familien sowie auf die materiellen und zeitlichen Ressourcen für die Sozialisation von Kindern haben; etwa im Sinne des Befundes von „Kindern als Armutsrisiko“, insbesondere bei Unterschichtfamilien und Familien mit Migrationshintergrund (61f.). In diesem Zusammenhang wird auch von einer zunehmenden „Unterschichtung“ der Familie gesprochen. Hier zeigt sich übrigens, daß derartige Befunde nur Momentaufnahmen darstellen können; die in Frankreich, aber auch in Deutschland zu beobachtende Mehrkindfamilie in der Mittel- und Oberschicht kommt in diesem Bild nicht vor (vgl. F.A.Z. vom 21. Januar 2006).

Zu den kulturellen Faktoren, die sich auf Lebenswelt und -chancen von Familien auswirken, wird, mit den Stichworten „Säkularisierung“, „Enttraditionalisierung“, „Individualisierung“, „Liberalisierung“ in allen Lebensbereichen, vor allem im Geschlechterverhältnis, „Erweiterung des Optionsmöglichkeiten“, der Wertewandel genannt. Vor diesem Hintergrund lassen sich Überforderungssängste, Zurückhaltung vor lebenslangen Bindungen, hohe Scheidungszahlen, die Attraktivität alternativer Partnerschaftsformen verstehen – und dies bei an-

haltend positiver Bewertung von Ehe, besonders der Familie als letztem zwischenmenschlichen Beziehungsrahmen, der den Wandel der Verhältnisse überdauert, als Hort der „Vollpersoneninklusion, die man als unerlässliche Voraussetzung für die Persönlichkeitsgenese und Identitätsentwicklung betrachten muß“ (74). Doch „offenbar fallen in Deutschland angestrebte Lebensperspektiven und letztlich realisierte Lebensentwürfe zunehmend auseinander“ (37).

Im Rahmen des Wandels des Geschlechterverhältnisses kommt, weil für die Leistungen der Familie, nämlich quantitative und qualitative Nachwuchssicherung entscheidend, der Freisetzung der Frau aus traditionellen Rollenfestlegungen eine zentrale Bedeutung zu. Die Einbindung der Frau in das Bildungs- und Erwerbssystem hat zu „einem Rückgang der einseitigen Ernährerbabhängigkeit“ (65) beigetragen. Damit hat auch das Modell der gelegentlich als „Ernährerfamilie“ bezeichneten Kernfamilie an Plausibilität eingebüßt und ihre Monopolstellung verloren. Mit dieser Entwicklung einher geht eine Polarisierung privater Lebensformen in einen familialen und einen nichtfamilialen Bereich (41f.). Das hat im übrigen zu einer Differenzierung im Begriffsapparat der Familienwissenschaft geführt. Insgesamt ist als wichtiges Ergebnis dieser ökonomischen und kulturellen Entwicklungsschübe die Tatsache festzuhalten, daß die „Befreiung von kollektiven Zwängen“ dazu geführt hat, daß „junge Menschen zunehmend genötigt sind, ihre eigene Familienwirklichkeit selbst zu konstruieren“ (64). Dies erklärt auch, warum sich Familienforschung zunehmend auf innerfamilie Verhältnisse konzentriert, also die Arena, in der über konkurrierende Lebensentwürfe verhandelt wird und Risiken bewältigt werden. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß „nach wie vor eine ausgeprägte geschlechtsspezifische [innerfamiliale; Anm. d. Verf.] Arbeitsteilung“ fortbesteht, und dies „in eklatantem Widerspruch zur nachweisbaren Modernisierung auf der normativen Ebene“ (67). Angesichts der Tatsache, daß die innerfamiliale Arbeitsteilung „eines der wichtigsten und konflikthaftesten Aushandlungsfelder von Paarbeziehungen bleiben [wird]“ (76), bedeutet dies: Im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist nicht nur die Familienpolitik gefordert, sondern sind vor allem die Männer.

So ist es nicht überraschend, daß bei der Auflistung künftiger Forschungsbedarfe neben der Verlaufsanalyse und den Milieustudien die Rolle der Männer als Gegenstand genannt wird. Der Berichtersteller würde darüber

hinaus eine stärkere Berücksichtigung von Forschungsergebnissen aus dem (europäischen) Ausland (z.B. Frankreich) anregen.

Was die künftige Entwicklung angeht, so ist zunächst festzuhalten, daß diese nicht naturgesetzlich, deterministisch festgelegt ist. Für die Familienpolitik käme es darauf an, die Rahmenbedingungen der familiennahen oder innerfamiliären Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse möglichst kinderfreundlich zu gestalten.

Heinz Otto Luthe

Broschüren und Ratgeber

Erschreckend und hilfreich

Kindern von Suchtkranken Halt geben. Fakten – Risiken – Hilfen. Herausgegeben von den Freundeskreisen für Suchtkrankenhilfe. Kostenlos zu beziehen über www.freundeskreise-sucht.de. Zum Gesamtprojekt ist zudem ein Faltblatt erschienen.

„Rede nicht über das, was bei uns ist! Traue nicht dem, was gesagt wird! Fühle nicht, was du fühlst!“ Wenn Kinder diese verwirrenden Regeln ihrer suchtkranken Eltern erst einmal verinnerlicht haben, fallen sie nicht sonderlich auf. Auffällig ist meist nur die Unauffälligkeit. Kinder von Suchtkranken sind früh gefordert, häufig erfüllen sie die ihnen zugewiesene Rolle in einem Maße, das ihnen nicht gut tut und das keineswegs kindgemäß ist. Sie sind mit der Situation überfordert, zudem fühlen sie sich schuldig und schämen sich für ihre Eltern. Und keiner merkt es.

Die Überlebensstrategien dieser Kinder sind sehr unterschiedlich: es gibt die Familienhelden, die die Aufgaben der kranken Eltern in unangemessener Perfektion übernehmen, andere Kinder ziehen sich völlig zurück, wieder andere versuchen ständig, die Familie zum lachen zu bringen – schließlich gibt es dort nicht viel zu lachen.

Kinder suchtkranker Eltern werden nicht nur häufig um ihre Kindheit betrogen, sie haben zudem ein bis zu sechsmal höheres Risiko, selbst abhängig zu werden; auch das Risiko, an Depressionen oder Angststörungen zu erkranken, ist deutlich größer. Daß bei Suchtkrankheit in der Familie auch die Kinder betroffen sind, ist offensichtlich – aber das ist keine Privatsache. Damit Erzieher, Lehrer und Mitarbeiter der Jugendhilfe die Kinder Suchtkranker besser verstehen und ihnen Halt geben können, hat der Bundesverband der „Freundes-

kreise für Suchtkrankenhilfe“ diese sehr hilfreiche und ansprechende Broschüre zusammengestellt. Die Fakten und Risiken sind verständlich beschrieben, ergänzt werden sie vom dritten Teil, in dem gezeigt wird, was diese Kinder stärkt und schützt. Es sind „hilfreiche Botschaften für Kinder suchtkranker Eltern“ aufgeführt, dazu gehören beispielsweise Sätze wie: „Auch wenn Du Dir wegen Deiner Eltern Sorgen machst, ist es in Ordnung, zu spielen und Sachen mitzumachen, die Spaß machen“ oder: „Du hast keine Kontrolle über das Trinkproblem Deiner Eltern. Du hast es nicht verursacht, und Du kannst es nicht stoppen.“ (28) Das ist bisweilen erschreckend zu lesen. Eine Auswahl an Fachliteratur ist kurz vorgestellt, ebenso Kinder- und Jugendbücher zum Thema, und Hinweise (mit Internetadressen) auf spezielle Angebote für Kinder ergänzen den „Hilfe“-Teil. Diese Broschüre informiert umfassend und übersichtlich, sie ist sachlich und in der Sache bewegend. Sie macht zudem deutlich, daß es um ein weit verbreitetes Problem geht: In Deutschland wachsen mehr als 2,5 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren mit mindestens einem suchtkranken Elternteil auf.

Stefanie Haas

Rosige Ratgeber-Idylle?

Christof Horst u. a.: Erziehen mit Kess. Der Elternkurs. Wie man Kindern hilft, stark, frei und glücklich zu werden. Droemer Knauer. München 2005. 144 Seiten. 12,90 Euro.

Johanna Graf: Familienteam – Das Miteinander stärken. Das Geheimnis glücklichen Zusammenlebens. Herder. Freiburg 2005. 191 Seiten. 9,90 Euro.

Ratgeber zu allen möglichen Problemen und Themen unserer Gesellschaft sind derzeit in der Gebrauchsliteratur en vogue. Insbesondere zum Bereich Erziehung finden sich zahlreiche Produkte auf dem Markt, was wiederum auch die große Verunsicherung der Eltern in ihrer Erziehungsarbeit widerspiegelt. Im folgenden werden zwei Erziehungs-Ratgeber vergleichend besprochen, die beide im Jahr 2005 erschienen und das Ergebnis bereits länger angebotener Elternprogramme sind: „Kess-erziehen“-Kurs und „FamilienTeam-Elterntraining“ heißen die entsprechenden, dazu angebotenen Elternprogramme.

Beide Werke zielen darauf, die Kommunikation innerhalb der Familie zu verbessern, indem Eltern lernen, ihren Kindern „aktiv“ zuzuhören und auf Signale zu

achten und so zu sprechen, daß ihre Kinder sie verstehen können. Probleme sollen gemeinsam gelöst werden, indem Erziehungspartner und Kinder an einem Strang ziehen. Während Johanna Graf in acht Schritten versucht, den Eltern behilflich dabei zu sein, ein Familienteam zu werden, sind es bei „kess“ fünf unterschiedliche Schritte im Grunde mit dem gleichen Ziel. In beiden Büchern wird betont, daß zunächst das Kind mit seinen Bedürfnissen im Mittelpunkt stehen sollte. Den Eltern werden Impulse und Denkanstöße geben, den bisherigen Erziehungsstil und die Erziehungsziele unter dem Aspekt der Kindzentriertheit zu reflektieren. Die grundlegende Idee ist der Aufbau einer „partnerschaftlichen“ Eltern-Kind-Beziehung ohne Anwendung von Macht, wie dies ebenso das Ziel vieler Elternprogramme ist. Es stellt sich hier jedoch die Frage, ob es diese Ratgeber leisten können, Eltern auch in schwierigen familiären Verhältnissen in ihren Erziehungskompetenzen zu stärken.

Im „Familienteam“ von Johanna Graf wird grundsätzlich zuerst nach den Wünschen und Empfindungen der Kinder gefragt, danach erst werden die Bedürfnisse der Eltern analysiert, und schließlich wird eine gemeinsame Lösung im Gespräch gesucht. Die dabei zu erstellende Liste mit Vorschlägen von Seiten der Eltern und Kinder, die anschließend wieder solange zusammengestrichen wird, bis ein umsetzbarer Vorschlag zur Lösung des Problems gefunden ist, sei nur als ein Beispiel genannt dafür, wie in diesem Buch Probleme in der Erziehung angegangen werden. Zuweilen mutet es doch recht idyllisch an, wenn das verständnisvolle und liebevolle Eingehen auf die Kinder die heilsame Rettung in jeder noch so schwierigen Erziehungssituation bedeuten soll. Die aufgeführten Fallbeispiele spielen sich eher im harmlosen Bereich ab. Wenn die Kinder etwas Negatives vollbringen, so ist dies stets versehentlich passiert oder der zerstörte Gegenstand ist beispielsweise nicht wertvoll. Die Realität des familiären Alltags zwischen Berufs- und Haushaltsstreß sieht jedoch oft weniger rosig aus, und für solche Rahmenbedingungen ist dieser Ratgeber wenig hilfreich. Zwar wird immer wieder Mut dahingehend gemacht, daß Änderungen im Erziehungsverhalten nur langsam zu erzielen sind, aber dennoch steht gerade hinter dem Buch von Johanna Graf die Überzeugung, daß der Wille des Kindes heilig ist und daß Eltern täglich über sich selbst hinauswachsen können, indem sie zwar konsequent, aber unendlich verständnisvoll immer alles im Griff haben sollten. Selbst auf das Anwenden von üblen Schimpfwörtern

des Kindes gegenüber den Eltern sollte erst später im friedlichen Gespräch reagiert werden. Dem Kind gleich in der aktuellen Situation unmißverständlich zu signalisieren, daß ein respektvoller Umgangston eingefordert wird, und auch direkt die eigene Verletztheit über das Verhalten zum Ausdruck zu bringen, wäre hier schon ein zu unreflektiertes elterliches Vorgehen.

Der Ratgeber von Johanna Graf kann durchaus Eltern mit kleinen Kindern empfohlen werden, die an einem Familienteam-Elterstraining teilnehmen und begleitend dazu das Buch durcharbeiten. Diese Eltern sollten willens sein, ihr gesamtes Familienleben auf einen sehr integrativen und kommunikativen, kindzentrierten Erziehungsstil umzustellen. Als Übungs- und Arbeitsbuch im Selbststudium verlangt es sehr viel Disziplin, da es Kapitel für Kapitel erarbeitet werden sollte. Selbst die Anregung der Autorin, das Buch gemeinsam mit jemandem zu lesen und sich somit die Arbeit zu erleichtern, überzeugt wenig, zumal gerade die inhaltslosen Schlußkästen den Leser eher alleine lassen. Stereotyp wird man am Ende jeden Kapitels aufgefordert zu überlegen, was man mitnehme, ausprobieren und wofür man dankbar sei. Hier wäre eine knappe inhaltliche Zusammenfassung ähnlich wie bei „kess“ sehr hilfreich. Außerdem dürften Eltern in schwierigen Erziehungssituationen zu wenig konkrete Hilfestellungen erhalten, denn den „Pauseknopf“ zu drücken ist ein guter Rat, Konflikte zwischen Eltern und Kindern nicht eskalieren zu lassen, die Probleme müssen aber danach erst gelöst werden.

„kess“ (steht für kooperativ, ermutigend, sozial, situationsorientiert) zeigt auch schwierigere Erziehungssituationen auf und gesteht den Eltern zu, daß nicht jedes Problem im liebevollen Gespräch zu klären ist, sondern dem Kind auch hin und wieder etwas zugemutet werden sollte. Die Aufteilung in natürliche und logische Folgen im Hinblick darauf, wenn das Kind etwas versäumt hat, überzeugt durchaus. Eltern erhalten hier auch wertvolle Anregungen im Umgang mit pubertierenden Kindern. „Edelsteinmomente“ beispielsweise bewußt im Alltag zu pflegen, um dem Heranwachsenden zu vermitteln, daß er etwas Besonderes ist, gehören zu diesen Tips.

Nicht nur aufgrund der äußeren Aufmachung ist dieser Ratgeber eher zum Selbststudium geeignet. „Kess erziehen“ kann als ein Buch empfohlen werden, das Eltern in der Selbstlektüre gut durcharbeiten und als Anregung mit in den Erziehungsalltag nehmen können. Gerade die oft veranschaulichten und sinnvollen Zusammen-

fassungen am Ende jeden Kapitels sind recht leserfreundlich. Zeit, Zuwendung und Zärtlichkeit stehen auch hier als Grundpfeiler, jedoch wird stärker berücksichtigt, daß auch der Lebensstil der Eltern den Erziehungsstil prägt und daß nicht jedes Kind auf die gleiche Art anspricht. Als Begleitbuch zum Kess-Erziehungskurs ist es weniger zu sehen, vielmehr sollte der Besuch eines solchen Kurses der zweite Schritt nach der Lektüre sein.

Insgesamt sind beide Ratgeber durchaus ansprechend gestaltet, gut für Eltern zu lesen, zumal sie auf unnötige Fachbegriffe verzichten, und sie basieren auf den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen der Kommunikationswissenschaft, der Bindungsforschung und der Individualpsychologie. Als Alternative zu guten Elternprogrammen sind sie sicher nicht zu sehen, weil gerade Eltern mit festgefahrenen Erziehungsproblemen zwar Anregungen erhalten können, aber kaum Defizite im Erziehungsverhalten ausgleichen können. Für Eltern in entspannten Familienverhältnissen und Fachkräfte geben beide Ratgeber durchaus interessante Impulse.

Johanna Mödl

Umgangsregelung und Kindeswohl

Wegweiser für den Umgang nach Trennung und Scheidung. Wie Eltern den Umgang am Wohl des Kindes orientieren können. Herausgegeben von: Deutsche Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft, Deutscher Kinderschutzbund, Verband alleinerziehender Mütter und Väter. Berlin 2005. 72 Seiten. Die gedruckte Fassung ist derzeit nicht erhältlich; Download unter www.bmfsfj.de.

Den Eltern Orientierung dabei geben, wie sie ihre Umgangsregelungen so gestalten können, daß sie dem Wohl ihres Kindes zuträglich ist, das möchte die vorliegende Broschüre. In elf Kapiteln gehen die Autoren zu diesem Zweck auf all jene Aspekte ein, die bei der Regelung des Umgangs von Bedeutung sind und die aus diesem Grund bei den Eltern Beachtung finden sollten. Dabei ist die Broschüre nicht allein ein Informationsblatt, das aufklären will. Konkrete Handlungsanweisungen für bestimmte Situationen ziehen sich durch die Texte, so daß der Leser mit der Umsetzung der Information in die Praxis nicht allein gelassen wird.

Die Autoren beantworten zunächst eine zentrale Frage: Was ist unter dem Wohl des Kindes zu verstehen? Sie stellen hier kindliche Bedürfnisse dar, deren Befriedigung Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung des

Kindes ist, und erläutern Kinderrechte. Bevor auf dieser Basis Schlußfolgerungen für Umgangsregelungen abgeleitet werden, erfolgt das Abstecken der Rahmenbedingungen: der Familienstand vor der Trennung, die Veränderung der Lebenssituationen und rechtliche Aspekte werden hier aufgeführt und ihre Relevanz für die Umgangsregelung erläutert.

Bei den Ausführungen zur Ausgestaltung der Umgangsregelung wird dann vor allem eines deutlich: es gibt keine Patentlösung! Werden jedoch bestimmte Faktoren beachtet, so erleichtert dies das Finden einer passenden Regelung. Die Autoren weisen darauf hin, welche Überlegungen im Vorfeld nützlich sind, und sie führen an, welche Punkte eine Umgangsregelung enthalten sollte. Neben der Frequenz und Dauer der Besuche sind dies zum Beispiel Abholregelungen, Regelungen für Feiertage oder Ferien, der Umgang mit anderen Bezugspersonen oder gemeinsame Erziehungsziele.

Außerdem geben die Autoren Hinweise darauf, daß bei Überlegungen zur Ausgestaltung des Kontaktes neben Alter auch die Bindung des Kindes, dessen Umstellungsfähigkeit und vieles mehr zu beachten sind. Die Mustervorlage einer Vereinbarung ist es schließlich, die – nach Tips für eine gelingende Umgangsregelung und der Thematisierung von Scheidung als Chance – am Ende der Broschüre zum Handeln auffordert.

Diese Broschüre ist meines Erachtens eine gute Hilfestellung, obwohl eine etwas knappere Darstellung und eine deutlichere Differenzierung zwischen Hintergrundinformation und daraus resultierenden Empfehlungen der Lesbarkeit zuträglich wäre. Insgesamt wird klar, daß eine sinnvolle Umgangsregelung zwar kein einfaches, aber dennoch ein machbares Unternehmen ist, und dabei will und kann die Broschüre unterstützen.

Barbara Keller

Nach vorne zweifeln

Albert Biesinger, Werner Tzscheetzsch: Wenn der Glaube in die Pubertät kommt. Ein Ratgeber für Eltern. Herder. Freiburg 2005. 172 Seiten. 12,90 Euro.

Ein Glaubenstraining versprechen die Autoren nicht. Albert Biesinger und Werner Tzscheetzsch, beide Religionspädagogen, haben ein kurzweiliges Buch über religiöse Zweifel Jugendlicher geschrieben, das Eltern Mut machen soll, die kritischen und trotzigsten Fragen ihrer heranwachsenden Kinder ernstzunehmen. Junge Men-

schen in der Pubertät brauchten Mit-Zweifelnde; das Zweifeln könne eine Chance zu neuem Denken sein – nicht zuletzt für die Eltern.

Knappe und verständliche Informationen, beispielsweise zu den Vorgängen in den Gehirnen Pubertierender, sind eine Hilfe, manche eigenartigen Reaktionen ein kleines bißchen zu verstehen. Mit dem gleichen Ziel führen die Autoren Ergebnisse aus den Shell-Jugendstudien an oder kurze Hinweise zur psychischen Entwicklung.

Fast zu abwechslungsreich stehen die persönlichen Erfahrungen der Autoren neben den vielfältigen Informationen, Gebeten und einem Text, in dem ein behinderter Jugendlicher die Welt beschreibt. Zur Einführung ist eine Zeitreise der Eltern in die eigene Pubertät empfohlen. Es geht um Gottesbilder im Leben und in der Bibel, um Wiedergeburt und Erlösung, um Gottesdienste für Jugendliche. Überlegungen zu Körperkult, Jugendwahn, Konsumzwang und Geschlechterrollen ergänzen den Ratgeber.

Eltern können nicht für ihre Jugendlichen glauben – das betonen die Autoren mehrfach –, doch sie können sie im Fragen, Suchen und Staunen stärken. Das Reden über den Glauben mit den Kindern ist bereits Glaubensvollzug. Der Ratgeber zeigt den Eltern Wege, wie sie an den Herausforderungen wachsen, die die Pubertät ihrer Kinder mit sich bringt – auch und gerade dann, wenn die Eltern an ihre Grenzen kommen. Zum Beispiel angesichts der Frage, wie sich die Vorstellung von einem gütigen Gott mit der Erfahrung einer schlechten Welt vereinbaren lasse: Die Eltern sind herausgefordert, ihre eigene Ratlosigkeit zu thematisieren, denn das überzeuge Jugendliche mehr als schnelle Antworten.

Eltern, die bereit sind, sich selbst weiterzuentwickeln und im Zweifeln nicht ein Scheitern zu sehen, und die von einem Ratgeber nicht erwarten, daß sich die Vorschläge umgehend und bei jedem Jugendlichen umsetzen lassen, können hier vielfältige Anregungen erhalten.

Religiöse Erziehung zeige sich im „Dabeibleiben, auch wenn man davonlaufen möchte, weil die Beantwortung der gestellten Frage nahezu unmöglich erscheint“ (140), und so ist dieses Buch eine Ermunterung zum Dabeibleiben. Ob dann auch die Jugendlichen dabeibleiben, ist eine andere Frage; aber das sollte Eltern nicht von der Lektüre dieses Buches abhalten.

Stefanie Haas

Sachliteratur

Wo sind die Vorbilder?

Susanne Gaschke: Die Emanzipationsfalle. Erfolgreich, einsam, kinderlos. Bertelsmann. München 2005. 256 Seiten. 16 Euro.

Da sitzen sie nun in der Falle, die hochqualifizierten jungen Frauen, und es ist eine Falle, die letztlich auf die Frauenbewegung zurückgeht. Unterdrückt fühlen sich die deutschen Frauen von heute nicht mehr, viele von ihnen sind hervorragend ausgebildet und planen ihre Karrieren präzise; die Probleme heutiger Frauen sind nicht Bildung oder politisches Engagement – sondern Männer und Kinder. Gerade die höher Gebildeten wollen sich nicht vermehren, während sich sogenannte bildungsferne Schichten munter fortpflanzen. Die erfolgreiche Frau ist, wie man dem Untertitel von Susanne Gaschkes Buch entnehmen kann, einsam und kinderlos.

Die demographische Krise sei auch ein Kollateralschaden der Frauenbewegung, heißt es werbewirksam im Klappentext. Die Rollenverunsicherung habe Frauen im Gebärstreik und männliche Zeugungsverweigerung zur Folge. Das sei ein gesellschaftliches Problem, es fehle an Vorbildern. Zur Orientierung bedürfe es vertrauenswürdiger Gewährsleute, die Familie haben und sagen: „Es lohnt sich. Es ist gut.“ (87)

Das Selbstbild der Frauen hat sich in den vergangenen dreißig Jahren deutlich gewandelt, doch wie sieht das bei den Männern aus? „Mit der beruflichen Selbstverwirklichung ihrer Frauen haben die meisten Männer anscheinend kein Problem; wahrscheinlich gewöhnt man sich leicht und gründlich an den großzügigeren Lebensstil, den zwei Einkommen ermöglichen (oder der Mann ist sogar Feminist). Aber die eigenen Karrierebemühungen einschränken, um zu Hause ein guter Papa zu sein? Das wollen die wenigsten.“ (109) Frauen dürften beruflich erfolgreich sein, aber bitte zusätzlich zu den häuslichen Pflichten.

Einer Allensbach-Umfrage von 2005 zufolge halten es über 70% der Eltern mit Kindern unter 14 für optimal, wenn der Mann der Haupternährer ist, lediglich 4% der Erwachsenen wünschen sich, daß nach der Geburt beide Elternteile Vollzeit arbeiten. „Das relativiert ein wenig die einseitige Konzentration der Familienpolitik auf den Ausbau von Betreuungseinrichtungen.“ (111). Susanne Gaschke wendet sich gegen die Diskriminierung

derer, die sich für den Hausfrauenweg entschieden haben. Der Satz „Ich bin Hausfrau, und das ist gut so“ sei heute unaussprechlich (125).

Die Verfasserin (Redakteurin bei der *Zeit* und Mutter einer Tochter) lobt die Politik und die Glaubwürdigkeit Renate Schmidts: „Man kann eine solche Politik vorbildlich finden – ich tue es – und trotzdem einen Rest Zweifel an ihrer Wirksamkeit hegen“ (159). Energisch weist Susanne Gaschke darauf hin, daß die Propaganda für Fremdbetreuung und volle Erwerbsbeteiligung der Frauen das Problem nicht löst. Zu Recht fürchtet sie, daß die familienpolitische Debatte eine rein ökonomistische Wendung nimmt, und erinnert daran, daß Kinder anders funktionieren als der völlig flexibilisierte Arbeitsmarkt. Zu einer Politik für mehr Kinder gehöre neben Programmen für gute Kinderbetreuung ein Programm für den Erhalt einer wirtschaftsfreien Familienzone.

Der Diskurs über die demographische Krise bleibe abstrakt, meint die Autorin, und führt zur Illustration allerlei Beobachtungen an, die mit dem Problem zu tun haben: die um sich greifende Infantilisierung, das Idealbild von der stets flexiblen, ungebundenen Karrierefrau, die überalterte Gesellschaft mit unzähligen alleinstehenden alten Frauen, die unsinnige Partnerwahl der Frauen (noch immer neigen sie zu Machos, die zu ihrem eigenständigen Leben nicht passen), und vielleicht wären die einzelnen Kapitel als Artikel-Serie in einer Wochenzeitung besser aufgehoben. Es ist ein vielfältiges und informationsreiches Sachbuch, doch am Stück gelesen wirkt es wie ein Crash-Kurs zur aktuellen familienpolitischen Debatte (was nicht für jeden Leser ein Nachteil sein muß).

Die Autorin ist keine resignierte Postfeministin, sie richtet sich nicht gegen die Emanzipation, aber sie verschweigt deren Folgen nicht. Susanne Gaschke beschreibt, wie diese Generation in die Falle geraten ist. Die Andeutungen, wie sie wieder herauskommen könnten, bleiben wenig greifbar. Der Ruf nach neuen Leitbildern und einem Bewußtseinswandel erscheint berechtigt und klingt doch sonderbar.

Dieses Zeitungsleser-Wissen im Buchformat wird rollenverunsicherte Männer und Frauen nicht zur Familiengründung bewegen, aber es zeigt: es sind komplexe Zusammenhänge, in denen es um mehr geht als um Kinderbetreuung, Demographie und Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Stefanie Haas

Wider die trügerische Ehe-Sicherheit

Felicitas von Lovenberg: Verliebe dich oft, verlobe dich selten, heirate nie? Die Sehnsucht nach der romantischen Liebe. Droemer. Knauer. München 2005. 304 Seiten. 18 Euro.

Bei Heiratsanträgen gibt's nur eins: nein sagen. Das größte Kompliment, das eine Frau einem Mann machen könne, sei, seinen Heiratsantrag abzulehnen. Das hat Felicitas von Lovenberg einst nicht getan, sie hat – ohne, daß sie jemand davor gewarnt hätte – geheiratet, und ein paar Jahre später war sie geschieden. Nun will sie 300 Seiten lang erklären und belegen, wieso sie als kluge, nicht mehr verheiratete Singlefrau von der idealen Beziehung so viel versteht. Das ist radikale Aufklärung, professionell recherchiert im eigenen Bekanntenkreis, angereichert mit zahlreichen Beispielen aus Literatur, Geschichte und Film, auch mit fundiertem Illustriertenwissen und Hinweisen auf Umfragen und wissenschaftliche Untersuchungen.

Felicitas von Lovenberg, Literaturkritikerin bei der F.A.Z., hat ein Buch über die Evolution der Ehe geschrieben. Sie kennt die Gründe für Goethes Heirat, schreibt über die Ehen Gustaf Gründgens', und wer schon immer wissen wollte, welche Liebeshormone in den Hirnen nord-amerikanischer Präriewühlmäuse ausgeschüttet werden, kann hier auch etwas lernen und erfährt zudem, daß es sich beim Menschen ganz anders verhält. Etwas bemüht wirkt die eingeflochtene Geschichte von Leonard und Sophie. Der Leser begleitet das Paar von der ersten Verliebtheit bis zur Ehe, zur Familie und natürlich zur Scheidung und schließlich zur wohlüberlegten, nicht mehr so romantischen, dafür umso realistischer eingegangenen Zweitehe. Das soll wohl besonders anschaulich sein.

Die Evolutions-Geschichte der Ehe beginnt mit der weitverbreiteten Liebesehe. Die hat allenfalls eine Chance, wenn sie bei nachlassender Leidenschaft zur konventionellen Ehe wird. Weitere Stadien sind die Zweck- und Vernunft-ehe, die Mehrfachehe, die Ehe zu dritt (hier könne der Ehebruch nicht als Krise, sondern als Chance erlebt werden) und das Single-Dasein. Letztes Stadium ist die sogenannte ideale Beziehung. Vielleicht ist das ja ein besonders originelles frommes Buch, missionarisch geschickt gemacht, und auf Seite 297 kommt die Pointe, daß eine Ehe als reines Menschenwerk nicht funktionieren kann? Nichtmal das. In der Einleitung versichert die Verfasserin, es handle sich nicht um ein Plädoyer gegen die Ehe. Es gehe ihr viel-

mehr darum, für das Glück zu werben, das einen erwartet, wenn man auf die Ehe verzichtet. Eine überzeugende Werbung ist das nicht.

Die Verfasserin berichtet von verletzenden Kommentaren, die sie nach ihrer Scheidung zu hören bekam. Diese Schilderungen der eigentümlichen Scheu und Unsicherheit gegenüber Geschiedenen gehören zu den interessanteren Passagen dieses Buches. Nur wenige Leute könnten einfach sagen „schade“ oder „es tut mir leid“, wenn sie von einer Scheidung hören.

Selbstgerecht vermutet die Verfasserin, ihre Scheidung könne jenen jungen Müttern angst gemacht haben, die an ein Leben außerhalb der Ehe gar nicht zu denken wagen. Es falle Frauen im gebärfähigen Alter schwer, an das Thema Scheidung überhaupt zu denken. Gut, daß Felicitas von Lovenberg daran erinnert.

Sie plaudert über Mehrfachheirater („serielle Monogamisten“), über die amerikanische Single-Bewegung „Quirkyalones“ (schön übersetzt mit „schrullige Alleinies“) und über das Alleinsein als Chance zur Wahrheits- und Persönlichkeitsfindung, und all das ist nicht mehr als eine Reihung teils netter, teils langweiliger Beobachtungen und Informations-Bruchstückchen. Ob die Anhänger der konventionellen Ehe sich auf diesem Wege zum Zweifeln und zur befreienden Scheidung bewegen lassen und ob Heiratswillige bei der Lektüre erkennen, daß das eigentliche Glück im Ehe-Verzicht liegt, sei dahingestellt.

Einige Passagen mögen einen Wiedererkennungseffekt haben, hier sieht man eine Bekannte, da den Alt-Kanzler, dort sich selbst, in irgendeinem der beschriebenen Stadien findet sich fast jeder. Das aber ist kein Grund, dieses Buch zu lesen.

Stefanie Haas

Allerlei Artikel

Familien-Facetten

Das kinderlose Land. ZEITdokument 1/2005. 66 Seiten. 3 Euro. Zu beziehen über www.zeit.de/shop.

Der Titel ist irreführend. Susanne Gaschke fragt zwar im Vorwort nach Gründen für die Kinderlosigkeit in Deutschland, aber in vielen der Texte wird keineswegs das Bild von einem kinderlosen Land gezeichnet. Die Autoren erzählen davon, daß das Leben mit Kindern schön ist und daß es auch andere Formen des Lebens gibt. Zudem wird ersichtlich, daß viele Frauen und

Männer einem Leben mit Familie nicht abgeneigt sind, diese Wünsche dann aber aus ganz unterschiedlichen Gründen nicht verwirklichen.

Das Heft versammelt 15 Artikel, die vorwiegend im Jahr 2004 in der *Zeit* erschienen sind. Aus ganz unterschiedlichen Perspektiven berichten die Autoren von ihren Erfahrungen. Sie erzählen vom Alltag mit Kindern und ohne, von Familien in den USA und von französischen Frauen, von Großfamilien und von Singles. Das ewige Hinausschieben des Kinderwunsches ist ein Thema, ein Mann berichtet davon, daß er sich eine Vaterschaft nicht zutraut, und in einem anderen Artikel geht es um kinderlose Frauen, die sich gegen den Vorwurf des Egoismus verteidigen müssen. Auch von Bildungssystem und Betreuungseinrichtungen, Kinderarmut und Elterngeld ist (im Interview mit der damaligen Familienministerin Renate Schmidt) die Rede.

Sabine Rückert ist Anfang 40 und erzählt von den Frauen in ihrer Familie, von der Urgroßmutter, die dreizehn Kinder zur Welt brachte, und von sich selbst, die ein Kind hat, und schließlich von ihrer schönen, klugen 25jährigen Nichte, die gewiß irgendwann einmal Kinder möchte, aber niemals von jemandem abhängig sein will. Die Autorin wehrt sich gegen die falsche Sentimentalität, früher sei alles besser gewesen, aber: die Freiheit hat ihren Preis.

Es sind sehr persönliche Geschichten von verunsicherten Männern und glücklichen Vätern, von Kinderlosen und von Frauen, die sich für emanzipiert hielten und halten und nun bei ihren Kindern zu Hause bleiben (und das nicht ungerne), von Mutlosigkeit und Wagnissen, von Rollenbildern und unerfüllbaren Ansprüchen – und nur am Rande von der demographischen Krise. Die Texte zeigen eindrucklich, wie die Erfahrungen der Autoren im Kontrast stehen zum Titel des Heftes. Die demographische Debatte und das Familienleben scheinen auf zwei weit voneinander entfernten Planeten stattzufinden.

Diese Artikel-Auswahl ist kurzweiliger als all die Bücher, in denen diese Themen von einem einzigen Verfasser diskutiert werden, und mindestens so informativ. Die Textsorte des gründlich recherchierten und erfrischend persönlichen Zeitungsartikels scheint der Themen-Vielfalt angemessen; jeder Schreibende ist in seiner eigenen Lebensform gefangen, und eine einzige Perspektive ist in längeren Texten oft schwer erträglich.

Susanne Gaschke beklagt im Vorwort (wie auch in ihrem Buch *Die Emanzipationsfalle*, siehe die Besprechung auf S. 15), daß Frauen nunmal ehrgeizige Ma-

chos bevorzugen und nicht sanfte Hausmänner. Und die Männer sollten begreifen, daß die Nachwuchs-Frage auch ihre Angelegenheit ist: „Es geht, knallhart, um Rente, Pflege, Wohlstand – Begriffe, die Männer vielleicht leichter verstehen als Liebe.“ (4) Die Väter, die in diesen Artikeln von ihrem Familienleben erzählen, erwecken nicht den Eindruck, als hätten sie sich aus Rentengründen fortgepflanzt.

Stefanie Haas

Mehr Kinder, mehr arbeitende Frauen

Familienpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“. 23-24/2005. 40 Seiten. Nachbestellung unter www.bpb.de/publikationen/apuz.

„Nachhaltigkeit“ klingt gut, besonders im Zusammenhang mit Familienpolitik. Aber was ist damit gemeint? Diese Artikel geben Auskunft, in lesbarem Umfang, fundiert und differenziert. Und daher hätte der Titel des Aufsatzes von Sandra Gruescu und Bert Rürup für das ganze Heft stehen können: „Nachhaltige Familienpolitik“. Ziel einer nachhaltigen Familienpolitik ist es, daß mehr Kinder geboren werden und daß mehr Frauen am Erwerbsleben teilnehmen. Gruescu und Rürup erläutern die Vorzüge des Elterngeldes, und sie weisen abschließend darauf hin, daß dieses Elterngeld nur dann zum Erfolg führt, wenn gleichzeitig für gute Kinderbetreuung und flexible, familienorientierte Arbeitszeiten gesorgt ist.

Hans Bertram, Wiebke Rösler und Nancy Ehlert legen dar, wieso Familien Zeit, Infrastruktur und Geld brauchen. Nicht völlig überraschend, aber interessant sind die unterschiedlichen Lebensvorstellungen von Männern und Frauen: weit mehr als die Hälfte der Männer will sich ausschließlich auf den Beruf konzentrieren, bei den Frauen ist ein Fünftel. Deutlich mehr als die Hälfte der Frauen möchten Familienzeit und Arbeitszeit verbinden, bei den Männern kann sich ein Drittel solch ein Leben vorstellen. Allein Frauen halten ein rein privates, familiäres Leben außerhalb der beruflichen Sphäre für erstrebenswert (im Jahr 2000 waren es 14%), Männern ist diese Vorstellung fremd. Aufgabe des Staates sei es, so die Verfasser, die Rahmenbedingungen so zu gestalten, daß sich diese unterschiedlichen Lebensweisen auch umsetzen lassen. Die politischen Maßnahmen seien nicht dadurch legitimiert, daß sie die Geburtenrate beeinflussen (in der derzeitigen Debatte hingegen

wirkt es oft so, als sei es dringliche Aufgabe des Staates, für eine hohe Geburtenrate zu sorgen).

Mit dem Elterngeld als Lohnersatz könne deutlich gemacht werden, daß die Kindererziehung für die Gesellschaft genauso wichtig ist wie die Ausübung eines Berufs. Wenn Kinderbetreuung und betriebliche Alltagsorganisation so gestaltet sind, daß die den Bedürfnissen von Kindern und den Lebensvorstellungen der Eltern gerecht werden, können mehr Menschen ihre Lebensmodelle umsetzen, die eine Verbindung von Familie und Beruf vorsehen.

„Der ökonomische Charme der Familie“ ist Thema des Beitrags von Malte Ristau. Seit Renate Schmidt 2002 das Familienministerium übernommen hat, sei ein Politikwechsel in Sachen Familie zu verzeichnen (und die derzeitige Familienministerin will die Politik ihrer Vorgängerin in vielen Punkten fortführen). Nun werden auch ökonomische Gesichtspunkte berücksichtigt; in einer Stellungnahme des „Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung“ beispielsweise wurde Kinderbetreuung als Standortfaktor charakterisiert, der die Wirtschaftskraft der Gemeinden erhöhe. Ristau erwähnt die Vorzüge der „Allianz für Familie“ und der lokalen „Bündnisse für Familie“, und er sieht in der nachhaltigen Familienpolitik eine reizvolle Mischung aus „ökonomischer Rationalität und moralischer Verantwortung, aus Gleichstellungszielen und Wertkonservatismus“ (22).

Jutta Allmendinger und Kathrin Dressel beschäftigen sich mit Lebensverläufen. Familiengründung und Aufbau einer beruflichen Karrieren fallen zeitlich oft zusammen, doch damit die Frage nicht lautet „Kinder oder Karriere?“, müsse das Sowohl-als-auch gefördert werden: „Entweder wird die Familiengründung in die Ausbildung vorverlagert und/oder eine späte erste Mutterschaft findet nach einer intensiven, kontinuierlichen und damit karriereförderlichen Vollzeitbeschäftigung statt.“ (27) Die Autorinnen nennen ihren Beitrag „Familien auf der Suche nach der gewonnenen Zeit“ und wollen zeigen, daß es eine politische Aufgabe ist, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen. Der „signifikante Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit von Müttern und dem Angebot an Kinderbetreuungsplätzen“ (30) ist Ausgangspunkt der Überlegungen von C. Katharina Spieß und Katharina Wrohlich. Sie vermuten, daß eine Erhöhung des Angebots an Kinderbetreuungsplätzen die Erwerbstätigkeit von Müttern steigern wird. Der Ausbau der Kindertagesstätten ließe sich nachhaltig finanzieren, wenn zunächst der

kommunale Finanzausgleich umgestaltet würde; langfristig sei eine „Familienkasse“ sinnvoll: eine unabhängige Institution, in der familienbezogene Leistungen gebündelt werden.

Die fünf informativen Texte, von Fachleuten geschrieben, erläutern umfassend das Konzept einer nachhaltigen Familienpolitik und bieten damit einen Ausblick, was eine Politik für Familien in den kommenden Jahren – nachhaltig – verändern könnte.

Stefanie Haas

Bücher, Männer und gesundes Essen

Was Kinder (und Eltern) brauchen. Schwerpunkt in: universitas, Heft 5, 2005, S. 445–508.

Alle reden von Familie. Was aber brauchen Kinder und Eltern? Ein Schwerpunkt in der Zeitschrift *universitas* bietet hierzu eine bunte Mischung von Anregungen. Die Überlegungen und Forderungen sind bisweilen so pauschal, daß manche Passagen als sehr leichte Kost bezeichnet werden können. Aber auch bedenkenswerte Anmerkungen finden sich in den sechs Artikeln.

Und was brauchen Kinder und Eltern nun? Ganztagsbetreuung, sagt Uta Meier-Gräwe. Sie beklagt den Mangel an hochwertigen Angeboten für Kinder und Eltern und konstatiert ein schwieriges Verhältnis der westdeutschen Gesellschaft gegenüber der Auslagerung bestimmter Anteile der familialen Sorge- und Erziehungsarbeit von Kindern in staatliche Betreuungseinrichtungen und Ganztagschulen. Der Begriff „Fremdbetreuung“ stehe symptomatisch für die Vorbehalte, die solchen Einrichtungen gegenüber immer noch bestehen. Der „Müttermythos“ in Westdeutschland habe als mentales und kulturelles Muster lange die Halbtagschule legitimiert. Mit verlässlichen, hochwertigen Betreuungsangeboten könnten Familien entlastet und Kinder unterschiedlicher Herkunft angemessen gefördert werden. Uta Meier-Gräwes Rundumschlag, ihr „Plädoyer für eine alltagsorientierte und geschlechterdemokratische Ausrichtung von Ganztagsangeboten“ (457), enthält viele Behauptungen und Forderungen. Interessant ist beispielsweise der Aspekt der Ernährungserziehung und Geschmacksbildung: Kinder und Jugendliche hätten einen Bildungsanspruch auf Vermittlung von Kulturtechniken der Auswahl gesunder Lebensmittel und ihrer Zubereitung.

Kinder brauchen nicht nur gutes Essen, sondern auch Männer. Ebenso brauchten Männer Kinder, meint Paul

Nolte. Er hält die Emanzipation für gescheitert und beobachtet eine neue Geschlechterdifferenz. Nolte plädiert nicht für die Aufhebung sozialer Geschlechteridentitäten, aber er gibt zu bedenken, daß wir immer noch lernen müßten, traditionelle Rollen in Frage zu stellen. In Krippe, Kindergarten und Grundschule arbeiten so gut wie keine Männer; diese „Feminisierung der öffentlichen Erziehung“ sei eine „der größten Katastrophen des Bildungssystems und der Erwerbsgesellschaft zugleich.“ (468) Als Väter, Erzieher und Lehrer übernehmen die Männer einen zu kleinen Part. „Und statt den Jungen am ‚Girls‘ Day‘ normalen Unterricht zu geben, müssen sie dringend auf einen ‚Boys‘ Day‘ geschickt werden und in Kindergärten, Grundschulen oder Altenpflegeheimen hospitieren.“ (471) Und an was fehlt es wiederum: am Bewußtseinswandel.

Uwe Bork fragt, ob das Ende der bürgerlichen Höflichkeit gekommen sei und plädiert für Rücksichtnahme und gute Manieren, Reinhard Kahl stellt allgemeine Überlegungen zur Schule der Zukunft an, und Katrin Müller-Walde erinnert daran, daß Lesen die Persönlichkeitsentwicklung fördert, daß lesekompetente Schüler leichter lernen, und sie erläutert die Vorzüge des ritualisierten Vorlesens in der Familie.

Bernhard Bueb, von 1974 bis 2005 Schulleiter im Internat Salem, verteidigt das Recht der Jugend auf Disziplin. Wer jungen Menschen die Erfahrung von Verzicht und Disziplin vorenthalte, „hindert sie daran, ihre Höchstform als Menschen erfahren zu dürfen“ (475). Die Pädagogik des 20. Jahrhunderts war von Extremen geprägt, von pervertierter Disziplin in der ersten Hälfte und Laisser-faire in der zweiten. Es sei heute nicht mehr üblich, Kindern zum Glück durch Anstrengung zu verhelfen. „Erfahrung von Askese, Arbeitsethos und rationaler Lebensführung“ dürfe Jugendlichen nicht vorenthalten werden. Man müsse Jugendliche trotz Wohlstands so zu erziehen, „als ob der Wohlstand für Jugendliche nicht bestünde“ (477). Bueb fordert eine neue Erziehungs- und Bildungsbewegung. Er hält Fernsehen, Internet, Handy und Computerspiele für die „größten Feinde des Aufwachsens der Jugendlichen und die größten Verführer zum passiv erlebten Glück“ (478). Was also brauchen Kinder? Ganztagsbetreuung, gesundes Essen, Männer, Erziehung, Bildung, Bücher, Disziplin, Manieren. Die Beiträge belegen, wie vielfältig die Bedürfnisse von Kindern und Eltern sind – und wie leicht sich Forderungen formulieren lassen.

Stefanie Haas

Wie war's?

Nun sind Sie fast am Ende, am Ende dieses Heftes. Und? Wie war's? Was halten Sie vom *Eichstätter Familien-Prisma*? Würden Sie es wieder lesen? Helfen Sie uns mit Ihrer Kritik und Ihren Anregungen: faxen oder schicken Sie uns den beiliegenden Fragebogen mit Ihren Antworten oder füllen Sie ihn im Internet aus: www.ku-eichstaett.de/zfg/prisma – vielen Dank!

Inhalt

- ▶ Irene Gerlach: Familienpolitik. Lehrbuch.
 - ▶ Ulrike Zartler, Liselotte Wilk, Renate Kränzl-Nagl (Hrsg.): Wenn Eltern sich trennen. Wie Kinder, Frauen und Männer die Scheidung erleben.
 - ▶ Maria Beiten: Familienfreundliche Maßnahmen in Unternehmen.
 - ▶ Irmela Hannover, Arne Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen. Familienbilder und Familienthemen in fiktionalen und nicht-fiktionalen Fernsehsendungen. Eine Studie des Adolf-Grimme-Instituts im Auftrag des Bundesfamilienministeriums.
 - ▶ Stärkung familialer Beziehungs- und Erziehungs-kompetenzen als familienpolitische Aufgabe. Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesfamilienministerium.
 - ▶ Andrea Maihofer: Was wandelt sich im aktuellen Wandel der Familie? In: Joachim Beerhorst u.a. (Hrsg.): Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel.
 - ▶ Friedrich W. Busch, Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung.
 - ▶ Nicola Hülskamp, Susanne Seyda: Staatliche Familienpolitik in der sozialen Marktwirtschaft. Ökonomische Analyse und Bewertung familienpolitischer Massnahmen.
 - ▶ Jörg Althammer (Hrsg.): Familienpolitik und soziale Sicherung. Festschrift für Heinz Lampert.
 - ▶ Margrit Frölich, Reinhard Middel, Karsten Visarius (Hrsg.): Family Affairs. Ansichten der Familie im Film.
 - ▶ Zukunft: Familie – Ergebnisse aus dem 7. Familienbericht.
 - ▶ Klaus Peter Strohmeier, Annett Schultz: Familienforschung für die Familienpolitik. Wandel der Familie und sozialer Wandel als politische Herausforderungen.
 - ▶ Kindern von Suchtkranken Halt geben. Fakten – Risiken – Hilfen. Herausgegeben von den Freundeskreisen für Suchtkrankenhilfe.
 - ▶ Christof Horst u. a.: Erziehen mit Kess. Der Elternkurs. Wie man Kindern hilft, stark, frei und glücklich zu werden.
 - ▶ Johanna Graf: Familienteam – Das Miteinander stärken. Das Geheimnis glücklichen Zusammenlebens.
 - ▶ Wegweiser für den Umgang nach Trennung und Scheidung. Wie Eltern den Umgang am Wohl des Kindes orientieren können. Herausgegeben von: Deutsche Liga für das Kind, Deutscher Kinderschutzbund, Verband alleinerziehender Mütter und Väter.
 - ▶ Albert Biesinger, Werner Tzscheetzsch: Wenn der Glaube in die Pubertät kommt. Ein Ratgeber für Eltern.
 - ▶ Susanne Gaschke: Die Emanzipationsfalle. Erfolgreich, einsam, kinderlos.
 - ▶ Felicitas von Lovenberg: Verliebe dich oft, verlobe dich selten, heirate nie? Die Sehnsucht nach der romantischen Liebe.
 - ▶ Das kinderlose Land. ZEITdokument 1/2005.
 - ▶ Familienpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 23-24/2005.
 - ▶ Was Kinder (und Eltern) brauchen. Schwerpunkt in: universitas, Heft 5, 2005.
-

Impressum

Das *Eichstätter Familien-Prisma* wird herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt, Fax: 08421-907593; es erscheint zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst.

Redaktion: Dr. Stefanie Haas

Druck: Frick Digitaldruck, Krumbach

Kritik und Anregungen schicken Sie bitte an: zfg-prisma@ku-eichstaett.de

Außer diesem ersten Heft erscheinen alle folgenden Ausgaben in der online-Version.

Wollen Sie regelmäßig auf die neueste Ausgabe hingewiesen werden, dann registrieren Sie sich: auf www.ku-eichstaett.de/forschungseinr/zfg finden Sie unter „Publikationen“ einen entsprechenden Link.
